

It's Zeit zur Offensive?

Die große französisch-englische Frühjahrsoffensive brach östlich und westlich Neims sowie bei Arras zusammen. Der italienische Angriff und derjenige der feindlichen Orientarmee erlebte das gleiche Schicksal. Der Anfang einer gegnerischen Sommeroffensive erlahmte nicht östlich des ehemaligen deutschen Westschildebogens und Frankreich fand seit Nibelles Abgang weder Rat noch Tat zur Durchbruchinitiative. Seit diesem Erleben, welches mit dem 9. April einsetzte und nun schon fast ein Vierteljahr dauert, hören wir die Gegner danach fragen, ob der Augenblick für Deutschlands Offensive herangerückt sei. Es offenbart sich darin Beförderung vor der Zukunft des Krieges, Unzufriedenheit mit dem eigenen Erfolg, der vor Leichtgläubigen und urteilsloser Neutralen und Jagdhasen im eigenen Lande geschildert und läugerlich vergrößert werden muß, und es zeigt sich ein Schwächegefühl, das sich in die englisch-französische Formel fassen läßt: „Es kann nicht mehr lange so weiter gehen.“

Aber auch auf deutscher Seite wird jene Frage nach unserer großen Offensive aufgeworfen. So las man neulich aus der Feder eines Militärchriftstellers: „Aber ein Gedanke erscheint doch berechtigt, daß die Heeresleitungen der Mittelmächte bei Audauer der Erfolge unserer Abwehrschlacht die bisher beobachtete Verteidigung mit dem Gegenteil vertauschen könnten.“ Die Frage ist interessant genug, um auch diejenigen zu fesseln, welche dem „Frieden um jeden Preis“ zufliehen und dadurch bestärkt werden, daß sie das Wesen dieses Krieges noch immer nicht erkannt haben.

Wie sieht es bei uns im Westen? Gegen Millionenheere von überlegener Zahl haben wir uns in jahrelanger und jetzt wieder in monatelanger Abwehrschlacht strategisch behauptet. Da müssen wir dann doch fragen, ob wir jene zahlenmäßige Überlegenheit an einer Front zurzeit ansetzen könnten, eine Überlegenheit, die doch erforderlich ist. Würden wir nicht unter Umständen Gefahr laufen, „ermüdet“ und „ohne eigentliche Angriffskraft“ vor dem Ziele stehen zu bleiben? Wir lieben nicht Angriffe, die nicht Aussicht auf Erfolg sicher in sich tragen. Wir enden nicht gern mit einem Rückzug, wie einst die russischen Millionenheere, und wie das englisch-französische Heer gegenüber seiner Angriffsschlacht im Jahre 1914. Wir schließen unsere Operationen strategischen Charakters lieber mit einer Versparung ab, wie in Masuren, Polen, Litauen, Serbien, Albanien, Rumänien. Darin wolle man nicht Mangel an Mut erblenden. Der ist auch heute noch, in dem großen Kriege der Technik, den die ganze Welt gegen uns führt, immer die Grundfrage des Kampfes, in Abwehr und Angriff. Auch legen wir keinen Wert auf einen sogenannten „unbehelligten Rückzug“, wie ihn die Russen nach englischer Anweisung dauernd auf ihrer Flucht im Jahre 1915 melden mußten.

Ist uns niemals die Verteidigung Selbstzweck, so ist es auch nicht der Angriff. Wir suchen durch ihn ein militärisches und militärpolitisches Ziel zu erreichen. Schrenkzettelstrategie zu treiben, liegt aber dem Ernste und doch verantwortungsbewußten Wesen unserer Obersten Heeresleitung gänzlich fern. Was dabei herauskommt, wenn der Angriff Selbstzweck bleiben mußte, zeigt das Geschick des Frühjahrangriffes, den General Nibelle östlich und westlich Neims ausführte. Er hat dem Feinde nichts eingebracht als Berge von Leichen und seinem Führer den Schandnamen: „Blutkäse“. Hunderttausende des Heeres, wie sie für Frankreich, England, Italien im letzten Vierteljahr bluteten, mühten wir nicht auf dem Gewissen haben. Wir schätzen den Gegner richtiger ein als er uns und unsere Verbündeten. Und wenn man jetzt im feindlichen Lager die größte Not hat, das gesuntene Vertrauen auf die Führung zu beleben, so hat das Vertrauen der Mittelmächte auf Hindenburg und Ludendorff sich nur vergrößert. Wir wissen sie frei von dem Fehler der Überhäufung unserer Kraft.

Entschloß sich nun die Oberste Heeresleitung bislang nicht zur großen Offensive im Westen,

so wird sie sich geigt haben, daß vor den Dingen unsere Gesamtlage den entscheidenden Angriff zur Lande noch nicht erfordert. Den Angriffsrieg führt unsere Marine mit geradezu vernichtendem und durchschlagendem Erfolg. Auch aus politischen Gründen bedürfen wir keine Hals über Kopf in Bewegung gesetzte Offensive. Das wäre Würfelspiel, und das deutsche Volk kann den leitenden Führern nur dankbar sein ob des hohen Verantwortungsgesühls für die Erhaltung deutschen Blutes. Kleine Erfolge, worunter im Rahmen des großen Ganzen auch das Vorbereiten mehrerer Divisionen verstanden werden muß, können wir jeden Tag haben. Kleinere örtliche Erfolge suchen und brauchen wir wie bisher, um dem Element des Angriffs Nahrung zu geben, ohne daß schließlich jede Verteidigung erlahmt. Aber Offensiven, die nicht völlig durchgreifend sind und sein können, vermeiden wir. Neben der Sicherheit des Blutopfers müßte im anderen Falle stets die Sicherheit des großen Erfolges stehen. Auch unsere Oberste Heeresleitung versteht es, wie einst Moltke, der ihr Erzieher war, aus dem Buch der Vergangenheit zu lesen. Der Weltkrieg ist eine noch ungeschriebene Geschichte, aber die Männer des Heeres, die bei uns diese Geschichte machten, lesen dennoch aus den lohen Blättern des Tages heraus „was da kommen wird und was da kommen muß“.

Versehene Kriegsnachrichten.

Frankreichs Kolonialtruppen.

Ein englisches Blatt teilt über die an der Front kämpfenden Kolonialtruppen folgendes mit: Man teilt diese Truppen in drei Gruppen: in französische Kolonisten, weiße Eingeborene und Schwarze. Algier soll schon 60 000 Mann gestellt haben. Von weit größerer Bedeutung für die Verstärkung der französischen Kampftruppen an der Front sind jedoch die eingeborenen Weihen Nordafrikas, die Tuksos, offiziell Tirailleurs, Algériens, Tunisiens, Marokkos genannt. Tunis allein hatte von dieser Kategorie im März 1915 schon 41 000 Mann gestellt. Ein französischer Militärchriftsteller gerechnete an der Hand offizieller Dokumente die Zahl der weißen eingeborenen Truppen aus Nordafrika an der Front für Mitte 1916 auf 130 000; heute mögen es 150 000 sein. Aber wie stark verbläßen diese Zahlen gegen die der schwarzen afrikanischen und anderen farbigen Kämpfertruppen, die Frankreich im bisherigen Verlauf dieses Krieges als Mitkämpfer für „wahre Zivilisation“ und für „Bilderbeseinerung“ gegen uns ins Feld gestellt hat! Inzugesamt dar man gegenwärtig ihre Zahl wohl annähernd auf 360 000 annehmen. Senegalesen aus Französisch-Westafrika zählte man Ende 1916 schon 120 000; die farbigen Abteilungen aus Indochina, Madagaskar und Westindien wurden zu demselben Zeitpunkt auf etwa 150 000 berechnet.

Churchill über das Tauchboot.

Der frühere Marineminister Churchill schreibt im „Sunday Pictorial“: „Die Tauchboote haben durch ihre Angriffe auf unsere Schiffe gezeigt, daß sie keinen Restpost von unseren strategischen Theorien oder von den Ansichten unserer Behörden haben. Die bisherigen allgemeinen Anschauungen, auch die unserer höchsten verantwortlichen Persönlichkeiten, werden durch die Tauchboote aus dem Gleichgewicht gebracht. Das Tauchboot ist eine revolutionäre Tatsache von der allergrößten Bedeutung. Falls der Krieg lange genug dauert, wird ohne Zweifel das Tauchboot der entscheidende Faktor sein. Wehe unserer Ungehorsamkeit, wehe unserer Selbstzufriedenheit, wehe unseren hochgelehrten Fachleuten! Das Tauchboot, der rebellischste Warren! macht sich nicht das geringste aus ihnen; unarmberzig, revolutionär und todbringend verrichtet es seine Arbeit. Mit dem Tauchbootproblem kann nicht abgerechnet werden, es sei denn durch neue und kühne Ideen, die zu dem ungeheuren Problem des heutigen Krieges passen. Erst wenn wir eine offensive Kampfart ausge-

hacht haben, die sich in die Praxis umsetzen läßt, werden wir unsere glänzende englische Flotte aus dem magischen Mittel bereiten können, den das deutsche Tauchboot um sie gezogen hat.“

Eine infame Verleumdung.

In russischen und neutralen Zeitungen wird die Nachricht verbreitet, daß die deutschen Soldaten bei der Verbrüderung der Truppen an der Ostfront im Austausch von Lebensmitteln den Russen vergiftetes Brot und Getränke gegeben hätten, denen viele russische Soldaten erlegen seien. Diese Nachricht ist, wie „R.T.B.“ mitteilt, eine infame Verleumdung.

Deutscher Reichstag.

(Orig.-Bericht.) Berlin, 9. Juli.

Auf der Tagesordnung steht die Interpellation der Sozialdemokraten über die Verhältnisse auf dem Obst- und Gemüsemarkt, über die Kohlenversorgung sowie die Steigerung der Mietpreise.

Staatssekretär Dr. Helfferich erklärt sich bereit, die Interpellation sofort zu beantworten.

Abg. Hoch (Soz.) begründet sie: Von der Obst- und Gemüseernte bekommt die große Menge der Bevölkerung nichts. Dabei ist sie gerade auf Obst und Gemüse mehr denn je angewiesen, weil andere Lebensmittel verschwunden sind. Die Not ist so groß, daß man nicht länger warten darf. Was will die Regierung eigentlich tun?

Staatssekretär Dr. Helfferich: Die Reichsleitung versteht die schwierige Situation bei der Versorgung mit Obst und Gemüse gewiß nicht. Neben Mangel der Verteilung und der Organisation ist die Hauptursache die große Dürre der letzten Wochen. Trotz der ganz außerordentlich starken Ausdehnung des Anbaus von Gemüse ist die Sommergemüseernte deshalb schwach ausgefallen.

Die Kohlenförderung.

Ist während des Krieges nach einem sehr heftigen Rückschlag gleich zu Kriegsausbruch wieder auf eine sehr ansehnliche Höhe gebracht worden, obwohl der Kohlenbergbau mit außerordentlichen Erschwernissen zu kämpfen hat. Das ist eine kaum zu überschätzende Leistung. Eine ausreichende Belieferung des Hausbraudes wird unter allen Umständen sichergestellt. Die Verteilung liegt in den Händen eines Kohlenkommissars, dem ein Beirat zur Seite steht. Die Unterverteilung soll den Gemeinden überlassen werden, denen man gegenüber den Kohlenhämstern ein Enteignungsrecht geben wird. Nun zu den

Mietsteigerungen.

Die Mieter sind vielfach in einer außerordentlich schwierigen Lage. Die Mietsteigerungen haben lebhaften Beunruhigungen hervorgerufen. Aber die Lage der Hausbesitzer ist vielfach erst recht schwierig. Die Mietseinkünfte haben vielfach zugunsten der Mieter gewirkt. Die Vermietler geraten vor allem in Schwierigkeiten dadurch, daß entweder die Hypotheken fällig werden oder sie die Hypothekenzinsen nicht bezahlen können. In beiden Fällen können ihnen die Gerichte Schutzrufen einräumen. Zahlungsunfähige Hausbesitzer können die Einrichtung einer Grundpfandsaufsicht beantragen. Weitere Maßnahmen stehen in Aussicht. Unter diesen Umständen kann ein unbedingtes wahlloses Verbot der Steigerung von Mieten nicht erlassen werden. Das würde einen großen Teil des Hausbesitzes einfach ruinieren und damit auch die Interessen der Hausbesitzer und der Mieter nach billigem Ermessen ausgeglichen werden. In der Antwort auf die Anfrage des Abg. Böhrer wurde schon darauf hingewiesen, daß selbstverständlich gegen einen Mietzwinger alle uns zur Verfügung stehenden Mittel angewendet würden. Ich hoffe, daß es möglich sein wird, in den aller nächsten Tagen dem Bundesrat Vorschläge zu machen, die den von mir ausgeführten Gesichtspunkten entsprechen. Die Erwägungen sind noch im Fluß. Sie

dürfen überzeugt sein, daß bei der geplanten Regelung die Interessen der Familien, insbesondere der Familien von Kriegsteilnehmern mit Kleinwohnungen, eine ganz besondere Berücksichtigung finden werden. Diesen Gesichtspunkt hat auch der Zentralverband der Hausbesitzer selbst in seinem Rundschreiben hervorgehoben.

Ich habe meinen sachlichen Ausführungen noch persönlich folgendes hinzuzufügen: Der Abg. Hoch hat an mich wiederholt die Prostitution gerichtet: „Haben Sie schon Herrn Kirsdorff gefragt? Eine solche Frage empfinde ich als eine Kränkung, die ich zurückweisen muß.“ Es könnte dadurch der Eindruck erweckt werden, als ob wir uns vor Privatinteressen irgendwelcher Art bei der Regelung solcher Fragen beeinflussen lassen. Herr Hoch, der mich hier schon seit zwei Jahren kennt, sollte doch wissen, daß ich nicht der Mann bin, irgendwelchen privaten egoistischen Einflüssen Raum zu geben. Private Einkünfte zählen nicht. Private Sachkenntnis machen wir uns zu Nutze, aber wir tun das beste für das allgemeine Wohl.

Die Obst- und Gemüsepreise.

Präsident des Kriegsernährungsamts von Batocki: Im vorigen Jahr hatten wir eine gute Obst- und Gemüseernte. Trotzdem kam es zu riesigen Preissteigerungen, zur Entblößung der Märkte, so daß wir mit allen Mitteln eingreifen mußten. Auf militärischen Wunsch wurde zur Beschlagnahme von Äpfeln, Zwetschen und Pfäumen geschritten. Dadurch ist erreicht worden, daß das Heer genügend Marmelade erhielt. Aber somit ist eine Menge von Nahrungsmitteln entfallen. Auch die Einführung der Höchstpreise, bei denen auf Anraten der Sachverständigen zwischen Wirtschafts- und Tafelobst unterschieden wurde, war ein Mißerfolg. Die Höchstpreise bedingen eigentlich eine öffentliche Bewirtschaftung. Sie sind aber in der öffentlichen Bewirtschaftung nicht zu vermeiden, wenn wir nicht zu völlig unerträglichen Preisen kommen wollen. Wie im vorigen Jahre die Gans, so haben wir jetzt die Melone freigelassen, und schon sehen wir Melonen für 60 und 80 Mark ausgestellt. Bei dem anderen Frühsommer geht das nicht an. Wir müssen also das Höchstpreisystem durchführen. Die Schwierigkeiten liegen in den Mißverhältnissen zwischen Angebot und Nachfrage. Weil die Spargelernte gut war, blieben die Preise sogar unter dem Höchstpreis. Die Marmeladenfabriken sind mit Frühsobst absichtlich sehr kurz gehalten, um den Kleinverbrauch nicht zu schädigen. Der Kampf gegen den Ernteschwundel ist vor allem Sache der örtlichen Behörden. Gegen die Schieber und Betrüger ist nur sehr schwer vorzugehen. Die Selbstkontrolle der Marmeladenfabrikanten ist durch die behördliche Kontrolle gegeben worden. Hoffentlich trägt das auch dazu bei, daß die Qualität in mancher Beziehung besser wird. Wenn sich einmal ein junger Beamter gegenüber einem verdienten Marmeladenfabrikanten im Ton vergripen hat, so behauere ich das sehr, aber die Interessenten stellen oft solche Anforderungen an einen, daß es wirklich schwierig ist, höflich zu bleiben. Ich kann das nicht einmal für mich selbst versprechen.

Die Ernte-Aussichten.

Die jetzigen Schwierigkeiten mit Frühsommer sind aber nur zeitlich. Ich kann im vollen Bewußtsein meiner Verantwortlichkeit erklären, daß wir nach menschlichem Ermessen einer Brotgetreideernte entgegengehen, die so gut ist wie die vom Jahre 1915. Auch die Kartoffelernte wird sicher besser werden wie die von 1916. Damit sind die beiden Hauptgrundlagen unserer Ernährung gesichert. Auch unser Viehbestand hat sich trotz der starken Abgabe vermehrt. Wir können also sicher sein, daß wir auskommen werden.

Auf Antrag des Abg. Scheidemann (Soz.) wird die Besprechung der Interpellation beschlossen.

Abg. Giesbertz (Ztr.): Ich kann den Eindruck nicht los werden, daß in den Kreisen der ländlichen Bevölkerung die Ernährungsschwierigkeiten in den Städten noch nicht in ihrer vollen Tragweite erkannt werden.

Darauf vertagt sich das Haus bis Mittwoch.

Friede Sörrensen.

22) Roman von S. Courts-Wahlz. (Fortsetzung.)

Ellen Steinbach war unstreitig die glänzendste Erscheinung unter den Damen. Sie trug eine sehr elegante Robe aus weißem Seidentrepp mit einer gestickten Blumenbordüre und sah so entzückend aus, daß sie alle Augen auf sich zog. Nach der Tafel wurde getanzt. Ellen war förmlich umlagert von Kavaliere, mit denen sie ohne Ausnahme stark kokettierte. Georg wurde immer wieder aus ihrer Nähe gedrängt. Mit zusammengezogener Stirn beobachtete er sie. Die Art und Weise, wie sie mit den Herren verkehrte, mußte ihm sehr. Ihre Augen strahlten jeden mit so intensiven Leuchten an, als sei er der Auserwählte ihres Herzens. Auch ihm warf sie zuweilen solche Blicke zu. Aber während Ellen aus einem Arm in den anderen slog und mit gefälltem Triumph um sich blickte, zog er sich mehr und mehr aus dem trohen Treiben zurück. Von einem Vorhang halb verborgen, wartete er auf die langenden Paare. In den nächsten Tagen sollte seine Verlobung mit Ellen veröffentlicht werden. Schon jetzt empfand er die Fesseln drückend, die er sich angelegt hatte. Während er unbeachtet in seiner Nähe stand, erblickte er plötzlich nicht weit von sich entfernt Ruth Steinbach. Sie lag in einem Sessel und blickte mit stiller Freundlichkeit zu dem Kommandeur Bülau empor, der schon den ganzen Tag nicht von ihrer Seite gewichen war.

Ein brennender Schmerz schnürzte ihm die Brust zusammen.

Und als er sah, wie Bülau sich zu ihr herabneigte und sie freundlich seinen Worten lauschte, erfaßte ihn plötzlich ein Gefühl heftiger Eiferjucht. Gerade wurde zu einem neuen Walzer aufgepielt. Mit hastigen Schritten ging er hinüber zu ihr und hat sie um den Tanz. Ruth erhob sich mit zitternden Knien, während Bülau mit einem ärgerlichen Blick auf Georg zurücktrat.

So stark Ruth ausdachte war, so tapfer sie alles ertrag, was ihr das Schicksal gebracht hatte, das Zittern ihres Körpers vermochte sie nicht zu unterdrücken, als Georg den Arm um sie legte. Er fühlte es und es durchdrang ihn wie ein elektrischer Schlag.

Wie im Traum, mit schweren Gliedern tanzten sie beide dahin. Und plötzlich besaß Ruth ein Schwindel. Sie lehnte schwer auf seinem Arm und schloß die Augen. Er sah in ihr blaßes Gesicht und führte sie erschrocken aus den Reihen hinter eine Gruppe von Blattpflanzen. Sie ließ sich dort in einen Sessel gleiten. Er sagte bestürzt ihre Hand.

„Ruth — liebe, teure Ruth — Sie sind nicht wohl — darf ich Sie hinausführen?“ „Es ist so heiß im Saal — aber es geht gleich vorüber. Bitte — holen Sie mir ein Glas Wasser!“

Sie wollte ihn entfernen, aber er ließ sich jetzt nicht fortschicken, sondern beauftragte einen in der Nähe stehenden Kellner, das Wasser herbeizuführen. Schweigend, von unruhigen Gefühlen übermann, stand er vor ihr und sah mit brennenden Augen zu ihr herab. Und dann

nahm er ihre Hand und preßte seine Lippen einige Male heftig darauf.

„Ruth — mein Leben gäbe ich dafür hin, könnte ich ungehoben machen, daß ich Ihnen wehe getan habe,“ sagte er heiser vor Erregung. Sie wurde glühend rot und dann wieder sehr blaß. Gallos sah sie in sich zusammen.

„Bitte — lassen Sie mich allein, Herr Doktor,“ bat sie mit erschöpfener Stimme und einem angstvoll fliehenden Blick.

„Ruth!“ rief er noch einmal stehend. Da lächelte sie mit einem Ausdruck, der ihm das Herz zerriss.

„Werden Sie recht glücklich, Georg, dann tut es gar nicht weh,“ sagte sie leise.

Er wollte wieder ihre Hand fassen. Da richtete sie sich starr auf.

„Gehen Sie!“ rief sie gequält und verzweifelt, daß sie sich nicht besser zu fassen vermochte. Sie schämte sich nicht, daß sie ihm in diesem Augenblick der Schwäche ein Geständnis gemacht hatte, aber sie vermochte seinen Blick nicht mehr zu ertragen.

Er sah, daß seine Gegenwart ihr eine Marter war, und trat zurück.

Aber er blieb in der Nähe, bis er sah, daß Ruth sich erholt hatte und scheinbar ruhig zur Gesellschaft zurückkehrte. Friede Sörrensen wurde von allen Seiten in Anspruch genommen, jeder plauderte gern ein Wortchen mit ihr. Aber immer wieder sah sie sich besorgt nach Ruth um. In diesen Tagen war ihr das junge Mädchen unlosbar fest ans Herz gewachsen. Voll Zärtlichkeit blickte sie in das stille, blaße Mädchenesicht.

„Arme, kleine Ruth, wie tapfer sie ist!“

Ellen hielt sich inständig von Lande Friede fern. Sie fühlte sich von ihr durchschaut.

„Bah, diese alte Jungfer kann mir durchaus gestohlen bleiben. Ich merke wohl, daß Ruth ihr Schöpfkind ist und daß sie Georg viel lieber mit Ruth verlobt hätte. Auch meine Schwiegermama ist nicht entzückt, daß ich statt Ruth ihre Schwiegertochter werde. Mein Gott, wenn man nicht so nötig hätte, an eine anständige Versorgung zu denken! — Ich möchte mich an liebsten gleich morgen französisch empfehlen. Ach Gott, Berlin — und Kurt Salen! — Jammervoll, daß diese Tante Friede nicht wirklich eine so pompöse Erbtante ist, wie ich sie mir gewünscht hätte. Dann würde ich mir mein Leben anders gestalten, ganz anders.“

Das waren Ellens heimliche Gedanken, während sie aus einem Arm in den andern slog.

Georg und Trudi hatten sich heimlich davon gestohlen und traten ihre Hochzeitsreise an. Die Gäste blieben bis nach Mitternacht. Unter den letzten verlief Friede mit ihren Angehörigen das Fest. Die vier Damen saßen in einem Wagen nach Hause. Buzzi, die sich sehr gut unterhalten hatte, plauderte noch angeregt mit Ellen. Aber Friede und Ruth saßen still nebeneinander und saßen sich bei den Händen.

Es war am vierten Tage nach der Hochzeit. Nach allem Festtrubel war wieder Ruhe eingetreten. Nun sollten morgen die Verlobungsanzeigen von Ellen und Georg bestellt und dann ausgeschickt werden.